

Der Weihnachtskuss

Autor(en): **Rossek, M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **4 (1900-1901)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663019>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Weihnachtskuß.

Von M. Koffek.

„Johanna-Marie, warum weinst du, da es doch Weihnachten ist?“

„Mein Liebling ich weine nicht.“

Der blonde Junge, Johanna-Marie's fünfjähriges Brüderchen, seit einen Jahr ihr Vermächtnis, entfernte mit seinen rundlichen Fingern die langen, elfenbeinweißen Hände der Schwester, die sie hartnäckig vor's Gesicht hielt, betrachtete sie mit seinen himmelblauen Augen streng und sagte

„Johanna-Marie, es ist schlecht, am Christtag zu lügen.“

Die große Schwester errötete, weil der Vorwurf ein verdienter war. Sie hatte am Weihnachtstag gelogen.

Das blonde Büblein an sich ziehend, fragte sie beinahe demütig:

„Gibst du mir trotzdem einen Kuß.“

„Ja, wenn du mir sagst, weshalb du weinst.“

Weshalb? Die Antwort darauf war höchst einfach. Sie gab sie mit den Worten: „Brüderchen, vor einem Jahre waren sie noch beide bei uns.“

„Vater und Mutter! Ah, ich verstehe! Aber warum hast du mir das nicht gleich gesagt?“

„Um dich nicht zu betrüben, Liebling.“

„Ich begreife auch das. Nun, reiche mir deine Wange zum Kuß!“

Das liebe, schallende Küßchen erwärmte Johanna-Marie bis ins Herz hinein; es hatte sie in ihrem dünnen, schwarzen Kleide bei dem magern Feuer ihres Stübchens gefröstelt.

Nach einer Weile ernsthaften Nachdenkens fragte Brüderchen:

„Sollte ich nicht auch weinen, weil sie gestorben sind?“

„Brüderlein, du bist zum Weinen zu klein.“

Als des Kleinen Züge etwas bekümmert wurden, sagte die Schwester lebhaft: „Macht dir denn der schöne Schlitten kein Vergnügen, den du zu Weihnachten bekommst, daß du nicht damit ausfährst?“

Das rosige Antlitz des Kleinen erhellte sich.

„Komm, Johanna-Marie, setze dich hinten auf, ich kutschire.“

Die Jungfrau lächelte. „Ich bin zu alt, um mich derart zu belustigen. Aber ich komme mit und sehe zu, wie du dich vergnügst und lachst.“

„Bist du alt, Johanna-Marie? Dein Haar ist doch nicht weiß, wie das der Greise!“

„Noch nicht, mein Junge. Aber das kommt vielleicht bald.“

„Wie alt bist du, Schwester?“

„Gestern wurde ich zwanzigjährig, Brüderchen.“

„Zwanzig! Ja, das ist recht alt, das! Wenn ich zwanzig Jahre zähle, bin ich Soldat. Aber . . . es ist vielleicht noch etwas anderes. Ich gab dir kein Geschenk. Erinnerst du dich noch; letztes Jahr brodierte ich dir ein Nadelkissen. Und heute hat dir das Christkind nichts gebracht. Vielleicht hast du auch deshalb geweint.“

„Nein ich versichere dich, nicht deshalb. Willst du mir eine Freude machen, so ziehe jetzt deine Schuhe und deinen Mantel an und setze die Mütze auf, nimm deinen Schlitten und komm, wir wollen zusammen uns freuen. Es friert einen hier in der Stube.“

„Gelt, wir gehen nach dem kleinen Rain, wo die Buben schlitteln?“

„Wir gehen, wohin du willst, du führst mich.“

Er wußte den Weg.

Wie lustig waren alle! Wie sie sich stießen, zu Boden warfen und lachten! Brüderlein mußte beim bloßen Zusehen mitlachen und sagte zu einem Kleinen, der keinen Schlitten besaß: „Setze dich hinten auf, ich lenke.“ Und während er den Rain hinunterfuhr, zog Johanna-Marie ihren Mantel fester um sich und stapfte oben hin und her.

Noch hörte sie Brüderchens Frage: „Warum weinst du?“ Sie hatte nicht die volle Wahrheit gesagt, weshalb. Sie hatte es nicht über sich gebracht. Sie durfte es nur denken. Sie mußte sich eben des letzten Winters erinnern. Vater, Mutter, Brüderchen und sie bildeten eine trauliche Familie. Der Vater verdiente reichlich; sie lebten ganz behaglich, waren gesund und hatten einander lieb. Bierlich gekleidet, tanzte Johanna-Marie abends häufig bei einer guten Freundin. Sie war nie so hübsch wie in ihrem weißen Musselinkleide. Letzten Winter hatte ihr jemand gesagt, sie sei reizend, ohne daß sie deshalb im geringsten böse wurde, weil der junge Mann, der es tat, ehrliche, braune Augen, eine weiche Stimme hatte und weil sie gleich in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft fühlte, daß sie ihn von ganzem Herzen lieben werde.

Und als er nach dem ersten, süßen Liebesgeständnis bemerkte, ein Heiratsgesuch bei den Eltern sei einstweilen kaum zu wagen, weil er sie kaum kenne, tauchte Johanna-Marie ihre großen, blauen Augen in die seinigen und versetzte: „Was tut doch das? Ich werde ihnen sagen, daß wir uns innig lieben und das wird sie sehr freuen. Ich bereite ihnen die fröhliche Ueberraschung am Christtage.“

„Am Christtag! Der ist in drei Wochen! Das geht doch gar zu lange!“

„Nicht doch, das geht nicht lange. Und dann, ist der Gedanke nicht köstlich, daß wir diese ganze Zeit über so glücklich sind, ohne daß jemand weiß, weshalb?“

„Am Tage vor Weihnachten, Johanna-Marie, wollen Sie? Damit wir am heiligen Tage Verlobte sind.“

„Sei es, am Tage vor Weihnachten! Dann bin ich gerade neunzehn Jahre alt.“

Und in drei Wochen war das Christfest.

Am Tage vorher erkältete sich der Vater. Er wurde plötzlich schwer krank und die Mutter sehr besorgt. Die Aerzte sagten, es sei Influenza. Was machte sich Johanna-Marie aus dem Namen der Krankheit? Sie hatte die peinliche Ahnung, daß die Trauer einziehen und sich in ihrem friedlichen Heim niederlassen werde. Und sie redete nicht von ihrem Glücke.

Eines Nachts spürte die Mutter am ganzen Körper das nämliche Frösteln, das ihr Herz seit einigen Tagen schon eisig durchschauerte. Zart, wie sie war, wurde sie dem Herd der Liebe, den sie so traulich gebaut, zuerst entrisen. An den ersten schönen Tagen des neuen Jahres war Johanna-Marie eine Waise, und Brüderchen hatte niemand mehr auf der Welt als sie.

Da ihre Mittel beschränkt waren, zogen sie aus der netten Wohnung in ein schlechtes Stübchen, und Johanna-Marie handhabte den ganzen Tag die Nadel, um den Kleinen zu ernähren und ihm das magere Erbe für die Zukunft zu sparen.

Sie hatte sich zu Weihnachten nicht verlobt. Kurz nach ihrem schweren Verlust kam ihr Geliebter zu ihr und drückte ihr schweigend die Hand: das Mitgefühl, das ihm die Seele schwellte, spiegelte sich in dem warmen Glanze seiner Augen.

„Johanna-Marie, da bin ich, um Sie zu trösten. Ich bin arm, aber stark in meiner Liebe.“ Brüderchen stand zwischen ihnen.

Als Antwort faltete Johanna-Marie ihre Hände über seinem Lockenhaupt und flüsterte:

„Ich gehöre ihm.“

Er ging, traurig bis zum Herzensgrund, so traurig, daß er sich sogar fragte, ob sie ihn nicht etwa wegen seiner Armut

Doch sofort schämte er sich dieses Gedankens. Sie hatte ja vorher gewußt, daß er arm war. Er hatte ihr gleich gesagt, daß sie, wenigstens für einige Jahre, bis er in seiner Laufbahn eine höhere Stellung erreicht, keineswegs zu den von Wohlstand umgebenen und geschmückten Frauen zählen, aber daß sie unter allen die am meisten geliebte sein werde; und außer diesem Glück wünschte sie nichts.

Heute hatte des Brüderchens Frage wie eine kalte Hand ihre süßen Träume aufgeschreckt und sie wie hübsche Schmetterlinge verschreckt.

Am Tage nach seinem Besuch hatte Johanna-Marie ihrem Geliebten folgende Zeilen geschrieben:

Mein Freund!

Al' meine Kraft, meine Liebe und meine Hilfsmittel muß ich meinem geliebten Vermächtnis, meinem Brüderchen, widmen. Ich habe denen, die es mir hinterließen, versprochen, aus dem Kinde einen Mann zu machen. Dieser Aufgabe muß ich mich ungeteilt hingeben.

Sie bieten mir Ihre Mithilfe an. Sie wissen, wie sehr mich das rührt. Allein für Sie selber, mein Freund, ist der Kampf, am Anfang Ihrer Laufbahn, schwer. Ich will nicht mit meinen eigenen Händen ein Hemmnis auf die Schwelle Ihres Daseins legen. Schenken Sie die Güte und Liebe, die Ihr Herz erfüllt, einem Weibe, das über seine ganze Neigung und Energie verfügt, um Sie zu lieben und Ihnen zu helfen, wie ich es noch vor einigen Monaten getan hätte. Ihrer gedenkend, werde ich aus meinem Brüderchen einen guten, zärtlichen Mann machen, wie Sie es sind, und — ich hoffe es aus ganzem Herzen — auch einen glücklichen Mann, so glücklich wie ich es heiß wünsche, daß Sie werden mögen.

Johanna-Marie.

Zweimal las er die Zeilen und verstand sie, und er preßte sie an seine Brust, wie er gerne die reine Stirn der Jungfrau ans Herz gedrückt hätte. Und zum ersten Mal schrieb er an sie:

Johanna-Marie!

Meine gegenwärtige Lage gestattet mir nicht, in Sie zu dringen oder Ihre Weigerung bezüglich unserer Heirat zu bekämpfen. Ich bin ein armer und darum schwacher Mensch. Auch ich habe eine Aufgabe, der ich mich vollständig widmen muß. Sie erraten dieselbe, Johanna-Marie, und wissen wohl, daß ich nicht für immer auf Sie verzichte. Seien wir beide stark in der Erinnerung glücklicher Tage und in der Zuversicht, daß wir in trüben Stunden, in Minuten der Mutlosigkeit nicht einsam leiden, sondern daß sich unsere Seelen auch in der Ferne verstehen kraft der sympathischen Gemeinschaft, die sie für die Ewigkeit verbunden hat.

Ihr Freund.

Und die Verlobung fand nicht statt.

Johanna-Marie wurde überaus ernst; sie lachte fast nie mehr, nur bisweilen, um Brüderchen Freude zu machen. Und an diesem Weihnachtsmorgen hatte sie beim Gedanken an den Geliebten und an ihr Alleinsein geweint.

Brüderchen, du fragtest, warum Johanna-Marie weine. Es war deshalb. Allein wenn man noch so klein ist, so darf man Trauriges weder hören noch verstehen.

Brüderchen kam, um Johanna-Marie zu sagen, daß er wahrhaftig ganz müde sei vom langen Schlittensfahren.

„Rehren wir heim, Schwester, gelt? Und du erzählst mir Geschichten.“

Auf dem Heimwege redete eine alte Frau sie an, die Blumen verkaufte. Sie war als schwachsinzig in der Gegend wohlbekannt, aber sanft und hatte einen wehmütigen Blick. Johanna-Marie hatte sich schon oft gefragt, warum das Weib so traurig aussehe. Heute bot ihr die Greisin Stechpalmen und Mistelzweige an, indem sie mit ihrer klang- und tonlosen Stimme wiederholte:

„Die Weihnachtsmistel bringt Glück!“

Johanna-Marie kaufte ihr zwei Zweige ab, gab der Armen ein Geldstück und lächelte ihr zu. Die glückbringenden Zweige an die Brust gedrückt, Brüderchens Hand in der ihrigen, schlug sie darauf den Weg zu ihrem Stübchen ein.

Bei der Straßenbiegung sah sie denjenigen, dem sie ohne es zu ahnen, entgegengegangen war.

„Biegen wir schnell in diese Allee ein, Brüderchen.“

„Warum denn, Johanna-Marie?“

„Weil . . . Komm!“

Sie hätte nicht zu sagen vermocht, weshalb.

Er ging, müden Blicks vor sich hinstarrend, eine Falte des Mißmuts um den Mund, die Allee entlang. Johanna-Marie dachte, er sinne an die letzte Weihnacht. Ihr Herz klopfte mit aller Macht; mit beiden Händen preßte sie es zusammen, während Mitleids- und Schmerzens- tränen ihren Augen entstürzten. Wie niedergeschlagen er schien! Wie gerne hätte sie ihm ein Wort der Aufmunterung gesagt! Doch ein Wort konnte gleich einem Funken ein Feuer wieder entzünden, das dann allzuheftig aufloderte, als daß sie es würde ersticken können.

Sie folgte ihm mit den Augen. Er kam an der Blumenverkäuferin vorüber.

„Herr, die Weihnachtsmistel bringt Glück!“

Johanna-Marie sah, wie die schwachsinzige Frau ihn anredete und ihm einen Mistelzweig überreichen wollte. Er wies mit der Hand ihr Angebot zurück und ging fürbaß.

„Brüderchen,“ sagte Johanna-Marie, indem sie sich rasch zu dem Kleinen niederbeugte, „kennst du den Herrn, der dort drüben so ganz allein und traurig dahin geht?“

Angstlich harrete sie auf seine Antwort. Doch nein, Brüderchen kannte ihn nicht.

„Nein, Johanna-Marie; aber du?“

„Nimm diesen Zweig, lauf! Gib ihm denselben! Und sag' ihm, sag' ihm richtig: „Die Weihnachtsmistel bringt Glück!“

„Du gibst indes auf meinen Schlitten acht?“

„Ja, mein Liebling, geh nur!“

Johanna-Marie sah, wie Brüderchen dem Geliebten den Mistelzweig entgegenstreckte und seine treuherzigen Augen zu ihm erhob. Und seine kleinen, roten Lippen bewegten sich, um die süße Botschaft zu stammeln. Sie sah auch, wie er die Mistel nahm, lächelte, Brüderchen auf die Arme hob, ihm gerührt tief in die himmelblauen Augen schaute, ihn auf die Stirn küßte und, als läse er etwas, das ihn in dem klarblauen Kinderblick verwirrte, rasch wieder auf die Erde stellte und seinen Weg fortsetzte. Ganz strahlend kam Brüderchen zurück.

„Das ist ein lieber Herr. Er hat mich geküßt; er hat eine freundliche Stimme. Und weißt du, Johanna-Marie, er kennt meinen Namen. Er hat gesagt: Danke, Brüderchen!“ ganz, ganz leise. „Ich habe ihn kaum verstanden.“

„Nimm deinen Schlitten und laß uns schnell heimkehren.“

In ihrem Stübchen angelangt, zündete Johanna-Marie die Lampe an, schloß die Türe ab, machte Feuer im Kamin und zog den Kleinen ans helle Licht; sie kniete vor ihm nieder, nahm eines seiner Händchen in ihre Hände und fragte leise:

„Mein Liebling, der Herr hat dich also geküßt?“

„Ja, da, auf die Stirn, zwischen die zwei Locken.“ Und mit seinem freien Patschhändchen zeigte er das Plätzchen zwischen den zwei goldenen Locken, wohin Johanna-Marie ihn so gerne küßte.

Da zog die große Schwester den Blondkopf an sich und preßte leidenschaftlich und lange ihre Lippen zwischen die beiden goldenen Locken. Und Brüderchen sagte: „Der Herr hat mich vorhin auch gerade so geküßt, so sanft und warm wie du.“

Johanna-Marie zitterte bei diesen Worten. Sie fühlte, daß sie am heutigen Weihnachtstag auf Brüderchens unschuldiger Stirn, zwischen seinen zwei goldnen Locken einen Liebeskuß mit ihm getauscht hatte.

Ende.
